D FR

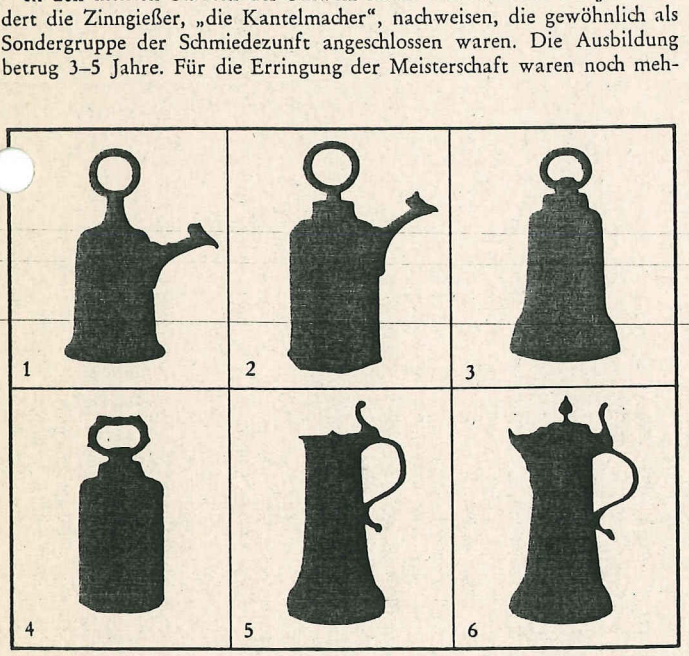
SCHWEIZERISCHES GEBRAUCHSZINN UND SEIN FORMENSCHATZ

Hugo Schneider

Zinn war während des ganzen Mittelalters und weit in die Neuzeit hinein ein sehr beliebtes Metall. Weil weich, läßt es sich leicht bearbeiten. Die meisten Zinngegenstände waren Gußprodukte. Kannen, Schüsseln, Teller – sie wurden in einer oder mehreren Formen gegossen und die einzelnen Teile hernach zusammengelötet. Nach dem Löten kam das Verputzen, vielfach das Polieren und das Gravieren.

Vor allem wurde Gebrauchsware, Kannen, Krüge, Teller, Schüsseln, Platten, hergestellt. Geringer war die Produktion von kirchlichem Gerät. Zinn bildete scharfe Konkurrenz gegenüber Holz und Keramik und wurde wegen des günstigen Preises, aber auch wegen des gleißenden Aussehens das „Silber des kleinen Mannes" genannt.

In den meisten Städten der Schweiz lassen sich seit dem 14. Jahrhundert die Zinngießer, „die Kantelmacher", nachweisen, die gewöhnlich als Sondergruppe der Schmiedezunft angeschlossen waren. Die Ausbildung betrug 3–5 Jahre. Für die Erringung der Meisterschaft waren noch mehrere Wanderjahre notwendig. Aus preislichen und arbeitstechnischen Gründen verwendete man kaum reines Zinn, sondern bearbeitete eine Legierung von Blei und Zinn. Vorschriften regelten die prozentuale Beimischung des für den menschlichen Körper unzuträglichen Bleis. Durch wiederkehrende Kontrollen suchten die Behörden allfälligen Mißbräuchen zu begegnen, und mit Kontroll- und Meistermarken wurde die Qualität der Ware bezeugt. Das Mischverhältnis glich man jenem von Nürnberg an, wo während Jahrhunderten die Zinngießerei in höchster Blüte stand und wo unter anderem auch schweizerische Zinngießer technische und geistige Anleihen aufnahmen.



In der Schweiz entwickelte sich also eine recht intensive Zinngießerei, welche sich nicht nur durch die Quantität, sondern ebenso durch die Qualität und insbesondere durch eigene Formgebung auszeichnete. Obwohl nicht übersehen werden darf, daß ausländische Einflüsse spürbar sind, muß doch anerkannt werden, daß Objektformen entwickelt worden sind, die nicht nur typisch für die Schweiz, sondern vielfach auch charakteristisch nur für eine Region blieben. Erst im Verlaufe von Generationen hat langsam eine Wanderung und Ausbreitung der einzelnen Typen stattgefunden, was sinngemäß zu regionalen Überschneidungen führen mußte. In der Folge seien einige ganz eindeutig schweizerische Formen aufgezeigt.

1. *Glockenkanne.* Der Name ist aus der Form abgeleitet und stammt erst aus dem 19. Jahrhundert. Der Leib ist zylindrisch, wobei die Schultern die runde Öffnung umschließen, welche von einem Deckel mit Bajonett- oder einem solchen mit Schraubverschluß abgedeckt ist. Der Deckel mündet in einen starren, vertikal gestellten Tragring. Als Ausguß dient eine schräg aus dem Leib aufsteigende Röhre mit kleinem Klapp- oder Schraubdeckel. Es können gebündelte Ringwulste oben und unten um den Leib laufen. Vielfach sind sie bei jüngeren Objekten durch Zirkulärringe ersetzt. Wir dürfen annehmen, daß es sich dabei um ein bescheidenes Rudiment ehemaliger Weidengebinde von Holzkannen handelt. Der Übergang von Holz- zu Zinngefäßen scheint im 15. Jahrhundert stattgefunden zu haben. – Im Inneren finden sich am Boden sogenannte „Bodenrosetten". Es handelt sich dabei um inseitig prächtig reliefierte Scheiben, welche aus technischen Gründen – der Leib wurde an der Drehbank überarbeitet – erst kurz vor der Fertigung eingefügt worden sind. Glockenkannen – die glockenähnlichste Form findet sich bei den Erzeugnissen aus Elgg – gehören zu den ältesten Formen der Kannengießerei der Nord- und Ostschweiz und haben auch im nördlichen Bodenseeraum einige Verbreitung gefunden.

2. *Prismenkanne.* Es handelt sich um prismatische Gefäße, die normalerweise sechseckig, seltener sieben- und achtseitig sind. Der Deckel ist meist mit einem Schraubenverschluß aufgesetzt und von einem vertikal gestellten Tragring überhöht. Bajonettverschlüsse bilden die Ausnahme. Als Ausguß dient eine schräg aus der Leibung, meist aus einer Kante aufsteigende eckige oder runde Röhre. Sie kann mit einem Schraub- oder Klappdeckel versehen sein. Am Boden ist hie und da eine einfache Leiste aufgelötet. Nur bei den Bündnerkannen kommt bei einem Typus eine Hohlkehle mit Akanthusblattdekor vor; es handelt sich dabei um die sog. Kranzkanne. Fast ausschließlich bei den Bündnerkannen finden sich im Innern Bodenrosetten mit Werkstättehinweisen. Wie bei der Glockenkanne sind auf der Leibung meist Schilde angebracht, worin Daten und Besitzerwappen graviert sind. Die Prismenkannen waren vorwiegend in der Nordost- und Zentralschweiz beheimatet.

3. *Glockenflasche.* Sie entspricht in allen Teilen der Glockenkanne, nur daß sie über keinen Ausguß, dafür immer über einen Schraubdeckel mit beweglichem Tragring verfügt. Am gebräuchlichsten war sie in der Nordschweiz.

4. *Prismenflasche.* Sie ist gleich wie die Prismenkanne aufgebaut, nur daß der Ausguß fehlt und über dem Schraubdeckel ein beweglicher Tragring montiert ist. Größte Verbreitung fand sie in der Nordostschweiz.

5. *Stize.* Sie wird durch einen schlanken, zylindrischen, sich zur Mündung leicht verjüngenden Leib charakterisiert. Ein Klappdeckel bildet den Abschluß. Hat die Kanne keinen speziellen Ausguß und ist die Öffnung nur leicht gedrückt, so bleibt der herzförmige Deckel flach. Ein S-förmig geschwungener Bandhenkel erleichtert den Ausguß. Der flache Boden besitzt entgegen den deutschen Fabrikaten weder Randleisten noch Füßchen und ist sehr stabil gebaut und vielfach aus den bereits erwähnten Gründen mit einer Bodenrosette versehen.

6. *Schnabelstize.* Sie ist gleich aufgebaut wie die gewöhnliche Stize, verfügt aber über einen Ausguß in Schnabelform. Namentlich bei solothurnischen Fabrikaten ist der Schnabel mit einem bärtigen Männergesicht geschmückt, was zum Ausdruck „Bartmannstize" führte. – Schnabelstizen waren in der Nordwest-, Nord- und Nordostschweiz besonders beliebt. Schnabelstizen haben meist gewölbte Deckel mit Knauf.

7. *Freiburger- und Neuenburgerstizen.* Sie sind im Prinzip ähnlich wie die normalen Stizen aufgebaut, nur daß die Leibesform vom Boden her konisch zuläuft, im oberen Drittel leicht geknickt ist und bis zum Deckel zylinderförmig weiterläuft. – Allen Stizen ist eine geschwungene Daumenrast am hinteren Deckelrand eigen. Im Gegensatz zu den deutschen Produkten besitzen die schweizerischen keine hohlen Deckelknäufe, sondern sind immer massiv gegossen.

15-8-77

8. *Bauchkanne.* Der Leib hat die Form einer gedrückten Kugel. Darauf sitzt ein zylindrischer Hals mit Wulstring und trichterförmig geweiteter Öffnung mit schwach ausgebildetem Ausguß. Ein flacher Deckel in Herzform mit Steg und aufgesetztem Daumenhalter oder Drücker bildet den oberen Abschluß. Der Leib ruht auf einem kurzen Schaft mit Standring. Ein S-förmig geschweifter Henkel dient dem besseren Ausguß. Bei besonders großen Exemplaren sind an der Mündung seitlich Tragzapfen mit einer Zinnkette angebracht. Selten sind Bodenrosetten zu finden. Die Form wird irrtümlich generell als Walliserkanne bezeichnet. Es ist aber darauf hinzuweisen, daß sie im ganzen französischen Sprachraum heimisch war.

9. *Kürbiskanne.* Ein kugeliger Leib mündet nach oben in einen zylindrischen Hals, welcher oft in der Mitte mit einem Ringwulst gegliedert ist. Der Abschluß und die Tragvorrichtung sind ähnlich wie bei der Bauchkanne. Lediglich der obere Leibteil weist meist Zirkulärrillen auf. Die entscheidende Verbreitung fand dieser Typ in den Herrschaftsbereichen von Bern und Neuenburg.

10. *Kelchkanne.* Der Leib ist einem auf den Kopf gestellten Kelch vergleichbar und ruht auf einem schmalen Standring. Aus dem Leib erhebt sich ein zylindrischer Hals, der, oben trichterförmig erweitert und mit leichtem Ausgußansatz versehen, von einem flachen, herzförmigen Deckel abgeschlossen wird. Dieser ist klappbar und mit flachem Steg und verschiedenartig geformtem Drücker versehen.

11. *Kugelkrug.* Er weist einen kugeligen Leib auf, der auf einem gewulsteten Standring ruht. Den oberen Abschluß bildet ein gewölbter Klappdeckel mit Knauf und häufig palmettenförmigem Drücker. Die Fabrikationsorte beschränkten sich auf die Nordwest- und Nordostschweiz.

12. *Stegkanne.* Gleich wie bei der Kürbiskanne mündet ein kugeliger Leib oben in einen zylindrischen Hals, der durch einen Wulst gegliedert ist, sich aber immer nach oben becherförmig weitet. Unten leitet ein kurzer Schaft zu einem gewulsteten oder gekanteten Standring. Die Öffnung wird durch einen gewölbten Klappdeckel mit Knauf und Daumenhalter geschlossen. Aus dem kugeligen Leib führt vorne eine schmale, lange, kantige Ausgußröhre schräg nach oben; sie ist mit einem Klappdeckelchen geschlossen und aus Stabilitätsgründen durch einen Steg mit dem oberen Halsteil verbunden. Zum Tragen und Ausschenken dient ein leicht geschweifter Henkel. Das Hauptproduktionszentrum befand sich in Bern und im Berner Oberland, doch sind Ausstrahlungen in die Waadt, in den Aargau (beide einst unter bernischem Einfluß) und ins solothurnische Gebiet erkennbar. Ein einziges Exemplar ist auch aus einer zürcherischen Werkstatt bekannt, doch ist die Form geschmeidiger und eleganter.

13. *Bügelkanne.* Sie sind je nach Stilepoche und nach Zweckbestimmung anders aufgebaut, tragen aber alle einen soliden verzinnten Eisen- oder einen Zinnklappbügel, welcher wegen der Größe und Schwere der Kanne – es handelt sich immer um große Schenkkannen – notwendig war. Der Leib ruht bei Kannen des 16. Jahrhunderts auf einem gestumpften Kegelfuß. Den oberen Abschluß bildet ein kalottiger Klappdeckel. Eine kantige, geschweifte Ausgußröhre mit Tierkopfende erleichtert den Ausschank. Die Halterung des Klappbügels wird durch zwei symmetrische Henkel gebildet. Bügelkannen fanden oft als Rats- oder Abendmahlskannen Verwendung. Die massigen, rundleibigen Exemplare waren in der deutschsprachigen, die eleganteren, prismatischen verschiedenster Ausarbeitung mehrheitlich in der französischsprachigen Schweiz bevorzugt.

14. *Rundele.* Sie ist durch den birnenförmigen Leib charakterisiert, welcher ohne Schaft auf einem breiten gewulsteten Standring aufgesetzt ist. Als Ausguß dient ein ausgeprägter, gewulsteter Schnabel, der zusammen mit der Öffnung von einem gewölbten Deckel, meist ohne Knauf aber immer mit einem Drücker versehen, abgeschlossen wird. Die Scharnierung sitzt auf einem stark S-förmig geschweiften Henkel. Diese Kannen waren besonders in der Region Basel bevorzugt und stammen auch aus dortigen Werkstätten.

15. *Plattflasche.* Das Hauptmerkmal bildet der linsenförmige Leib, welcher auf einem prismatischen, geschweiften Fuß sitzt. Ein kurzer Ausguß mit Klappdeckel ist oben aufgesetzt. Es handelt sich dabei um eine Nachahmung der ledernen Feldflasche früherer Zeiten in Zinn. Deshalb wirkt der Zinnfuß formal bisweilen etwas fremd. An Ösen auf den Schultern ist entweder ein Klappbügel oder eine Zinnkette eingehängt. Der Leib ist meist aus zwei Tellern, die an einer Zarge angelötet sind, aufgebaut. Plattflaschen waren in der ganzen deutschsprachigen Schweiz beliebt und fanden vorwiegend als Repräsentationsstücke von Körperschaften, aber auch von Privaten Verwendung.

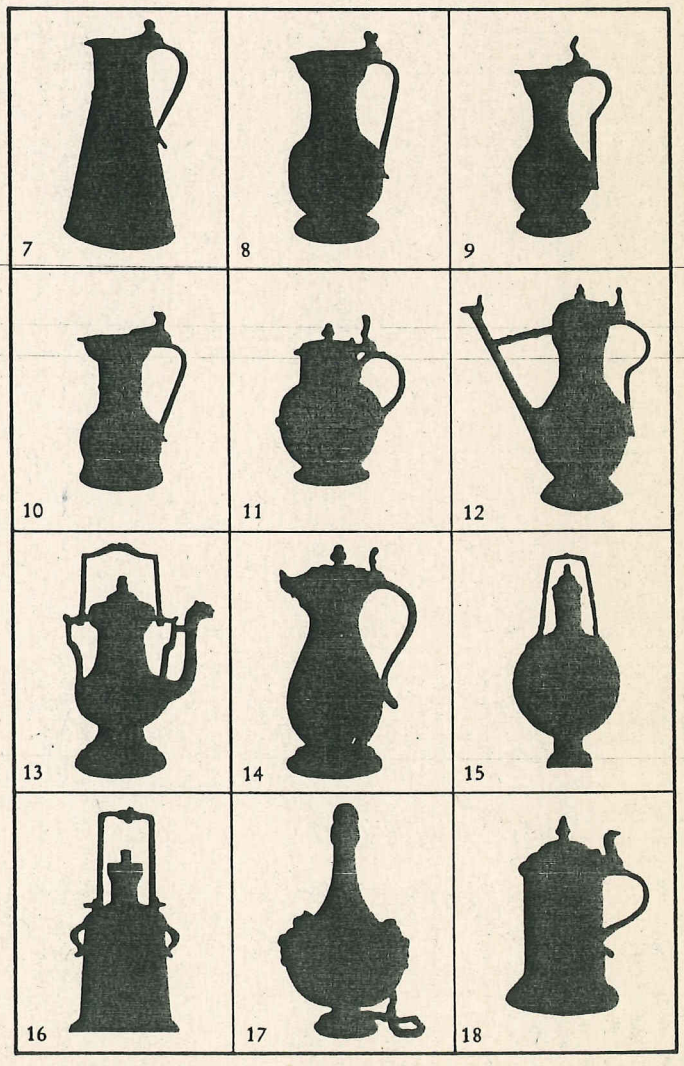
16. *Bulge.* Es handelt sich um prismatische Kannen mit einem rechteckigen Boden, auf welchem sich der leicht geschweifte, vierkantige Körper mit gerundeten Schultern aufbaut. Auch hier findet sich der Vorläufer in der Feld- oder der Pulverflasche des 16. Jahrhunderts. An den damaligen Lederösen für die Tragschnur hängen nun an den Zinnbulgen eiserne, vielfach verzinnte Klappbügel. Ein auf dem Korpus aufgesetzter Hals mit Klappdeckel dient dem Ein- und Ausguß. Bulgen waren vorwiegend im 17. und 18. Jahrhundert im Einzugs- und Herrschaftsgebiet von Bern im Gebrauch.

17. *Feldflasche.* Ihr Leib ist faß- bis gedrückt birnförmig, mit nach oben sich verjüngendem Hals. Als Abschluß dient ein Schraubdeckel. Seitliche, auf den Schultern sitzende Ösen nehmen das Tragband oder die Zinnkette auf. Die eleganteren Stücke entstammen der Ost-, die massiveren der Westschweiz.

18. *Humpen.* Das Hauptmerkmal ist der zylindrische Leib, welcher sich bei einzelnen Stücken, vornehmlich bei den zürcherischen, nach unten zum gewulsteten Standring verjüngt. Den oberen Abschluß bildet der gewölbte, gewulstete Klappdeckel mit Knauf und Drücker. Meist sind sie mit Blüten- und Blattdekor graviert. Die hauptsächlichste Verbreitung fand der Humpen in der Nordwest-, der Nord- und Ostschweiz.

Hugo Schneider

Fortsetzung in Weltkunst Nr. 17/77



SCHWEIZERISCHES GEBRAUCHSZINN UND SEIN FORMENSCHATZ

Fortsetzung aus Weltkunst Nr. 16/1977

19. *Gupfplatte.* Sie ist kreisrund und besitzt einen breiten Rand. Der verhältnismäßig tiefe Fond ist in der Mitte mit einem ausgeprägten, von unten her ausgetriebenen Buckel, dem „Gupf", versehen. Gupfplatten waren vor allem in der Zentral- und Ostschweiz große Verbreitung.

20. *Relief- und Lappenteller.* Es handelt sich um Zierteller, die ganz eindeutig von Nürnberg, wo die Fabrikation von Reliefiellern hoch entwickelt war, beeinflußt sind. Der Aufbau ist kreisrund, wobei es Exemplare mit gelapptem Rand gibt. Normalerweise sind die Wappen der eidgenössischen Alten Orte auf dem Rand gegossen, aber auch reines Markenmotiv kommt vor. Im Fond wechseln Wappengruppen mit Szenen aus der Tellgeschichte ab. Man spricht gemäß dem Herstellungsort von St. Galler, Wiler (St. Gallen) und Walliser Tellern.

21. *Geschenkplatte.* Es handelt sich um kreisrunde flache Scheiben, welche entweder mit glattem, gezacktem, gezaddeltem, geecktem oder gelapptem Rand versehen sind. Gravierte Wappen und Sinnsprüche bilden den Schmuck. Oft wurden sie als Kuchenplatten verwendet, was an Hand der alten Messerschnitte zu erkennen ist. Ihre ursprüngliche Zweckbestimmung war aber das Geschenk, das an die Wand gehängt werden konnte.

22. *Ohrenschüssel.* Es handelt sich um kreisrunde Schalen mit einem gewölbten Deckel, flachem Boden und zwei seitlichen stabilen Griffen.

23. *Wöchnerinnenschüssel.* Sie besitzt ebenfalls wie die Ohrenschüssel einen kreisrunden, gedrückten Leib mit flachem Boden und oft mit drei Füßchen. Der gewölbte Deckel ist stets mit drei Füßchen versehen, so daß dieser der Schüssel auch als Untersatz dienen kann. – Während die Ohrenschüssel über das ganze Gebiet der Eidgenossenschaft Verwendung fand, standen die Wöchnerinnenschüsseln vorwiegend in der Zentral-, der Nord- und Nordostschweiz in Gebrauch.

24. *Gießfässer.* Erst während des 19. Jahrhunderts kam laufendes Wasser in die Häuser. In den Küchen hielt man sich bis zu diesem Zeitraum Reservewasser im „Schiff" am Holzherd und in großen gedeckten Kupferzubern. Auch in den Stuben der Bürger- und Bauernhäuser wurden kleine Waschvorrichtungen erstellt. In den Büfettnischen wurden Gießfässer mit Deckel und regulierbarem Ausguß eingehängt und ein Auffangbecken unterstellt oder direkt ins Büfett eingebaut. Drei Grundtypen von Gießfässern lassen sich in unserem Land unterscheiden:

a) *Kastengießfaß.* Geschlossener Leib, prismatischer Grundriß, gewölbter, abnehmbarer Deckel mit meist zwei Griffknäufchen. Am Leib zwei seitliche Aufhängeösen. Ausguß in der Mitte, vorne. Vom 16. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts läßt sich der ältere Typus in gleichem Aufbau, aber mit vorgestellter Säulenarchitektur erkennen. Sie standen in der Zentral-, Nord- und Ostschweiz in Gebrauch.

b) *Kugelgießfaß.* Entweder ist der Leib kugelrund, versehen mit einem Deckel mit Bajonettverschluß und Flügel- oder Blattgriffen – diese Form war besonders in der Innerschweiz beliebt; oder es handelt sich um einen gedrungen Leib mit aufgesetztem zylindrischem Hals, mit Klapp- oder Stulpdeckel mit Knauf. Diese Variante findet sich vor allem mit Zeichen der ostschweizerischen Werkstätten.

c) *Delphin.* Der Fischleib ist verdreht und mit dem Kopf nach unten gestellt, so daß der Ausguß aus dem Maul ragt und die Schwanzflosse als Stulpdeckel verwendet wird. Diese Form fand in der Zentralschweiz Verbreitung. Delphine sind aber unseres Wissens nie mit Marken versehen, so daß vor Nachahmungen gewarnt werden muß.

25. *Sugerli.* Sie besitzen einen zylindrischen Leib, welcher sich oben verjüngt und auf harmonisch gerundeten Schultern einen gewulsteten Klappdeckel mit Knauf trägt. Eine kurze, schräggestellte, innen bis auf den Boden reichende Ausgußröhre gestattet das Wassertrinken. Seitlich befinden sich zwei Ösen in Masken- oder Fratzenform, in welchen ein eiserner, rechtwinklig geknickter, mit einem drehbaren Aufhängering versehener Tragbügel eingehängt ist.

Bodenrosetten kommen, weil der Leib an der Drehbank bearbeitet wurde, vor. In der Nord-, Ost- und Zentralschweiz war die größte Verbreitung. Das Gefäß war für die Kinder berechnet. Kauspuren an den Ausgüssen sind noch bei vielen Exemplaren – sie hingen an einem Eisenbügel am Büfett – feststellbar.

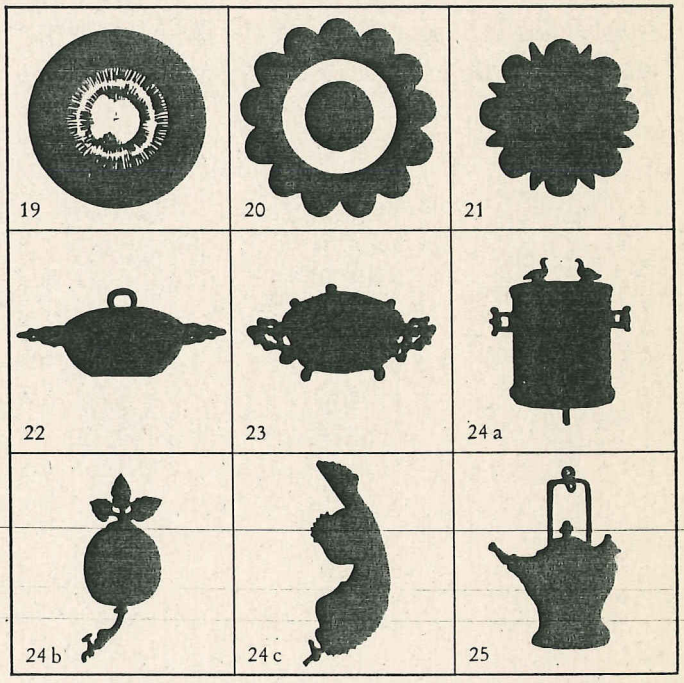
Sonderformen und Eigenständigkeit lassen sich aber nicht nur an der äußeren Beschaffenheit der Gegenstände, sondern in weitem Maße auch an der Art der Zinnmarken erkennen. Seit etwa 1450 finden sich diese Zeichen, wenn auch nicht auf allen, so doch auf den meisten Stücken. Sie erscheinen ungefähr zur selben Zeit, da auch die Goldschmiede ihre Fabrikate mit ähnlichen, allerdings bedeutend kleineren Zeichen zu stempeln begannen. Es zeigen sich auch hier typische regionale Sonderheiten.

In der Ostschweiz ist anfänglich der heraldische Schild, das heißt der Schild mit dem Familienwappen, weitaus am gebräuchlichsten. Für das 16. Jahrhundert gilt fast durchweg die halbrunde Schildform. Im 17. Jahrhundert ist die barocke Schildform besonders kraftvoll ausgebildet.

Die Nordwestschweiz zeigt ein etwas anderes und darum in den meisten Fällen sofort erkennbares Bild der Meistermarken. Mit wenigen Ausnahmen sind hier Beschauzeichen (Ort) und Meistermarken in einem Signet vereinigt. Hier halten auch Engelmarken in der Mitte des 18. Jahrhunderts Einzug.

Die Westschweiz enthält ein reiches Repertoire an Formen von Meistermarken. Sie kennt den heraldischen Markenschild kaum; gekrönter Löwe, Mohrenkopf, Rose und Zinnhammer bilden meist das wiederkehrende Schildemblem. Engelmarken sind weit seltener als im Osten.

Eine Sonderstelle nehmen die Süd- und Südwestschweiz in diesem Bereich ein. Es gab wenige ansässige Meister. Viel fahrende Handwerker



und Händler waren die Lieferanten, welche die französischen und italienischen Zeichenformen übernahmen.

Im Südosten, im tälerreichen Bündnerland, wo es mehrere bedeutende Zinngießerdynastien gab, übernahmen diese teils die ostschweizerischen Markenformen, teils – und dies ist die Ausnahme – gossen sie sie mit der Bodenplatte mit.

In vielen Fällen läßt sich anhand der Meistermarke keine eindeutige Datierung durchführen, weil – wie jahrelange Untersuchungen gezeigt haben – die gleichen Meistermarkenpunzen von mehreren Generationen wiederverwendet wurden oder sogar bei Auflösung einer Werkstatt zu jenem Gießer, welcher die Werkstatt übernahm, aber nicht derselben Familie angehörig war, hinüberwechselten und oft in derselben Form oder mit leichter Abänderung der Initialen erneut gebraucht wurden.

Gemarkte Zinngegenstände sind sinngemäß wertvoller als solche ohne Meister-, Beschau- oder Feingehaltsstempel. Aus diesem Grund hat der Fälscher auch auf diesem Gebiet ein einträgliches Tätigkeitsfeld gewittert. Stempel jeglicher Art sind deshalb mehr und mehr auch bei zeitgenössischen, materiell einwandfreien Zinnobjekten mit äußerster Sorgfalt zu überprüfen und mit einwandfreien Stücken zu vergleichen.

Schweizerische Zinnobjekte vergangener Jahrhunderte besitzen in den meisten Fällen eine gute Materialqualität und beweisen, daß einheimische Zinngießer über lange Zeit nicht nur als Kopisten, sondern auch als Schöpfer neuer Formen tätig waren. Nach einem Zusammenbruch des Handwerks in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts erlebt es heute einen erfreulichen Aufschwung.

Hugo Schneider

Die Weltkunst
1977 No. 17